

Karl Gabriel

Gemeinde im Spannungsfeld

zwischen Neuorientierung und gesellschaftlichem Wandel

Gemeinden ringen darum, Menschen verbindlich zu sozialisieren und diakonisch aufmerksam zu wirken.

Die Tendenz zu größeren Seelsorgeeinheiten macht das nicht leichter.

Angesichts dieser Herausforderungen macht die Ökumene Pause, obwohl sie Ressourcen gegen den Reformstau birgt. Bericht einer Untersuchung.

Den folgenden Überlegungen liegen die Ergebnisse des von der DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft) geförderten Forschungsprojekts »Ökumene und Gemeinde« an den Universitäten Essen und Münster zugrunde.¹ Von März bis Juli 1999 wurden 121 qualitative Interviews in katholischen und evangelischen Gemeinden an fünf Orten der Bundesrepublik durchgeführt. Das Projekt erlaubt einen Zeitraum von 14 Jahren zu überblicken, da dieselben Gemeinden in den Jahren 1982 bis 1984 schon einmal untersucht wurden.²

Gesellschaftliche Entwicklungen

● Zu Beginn der 80er-Jahre hatten die in den Gemeinden Aktiven sichere Arbeitsplätze, was ihnen die Möglichkeit gab, in langen Perspekti-

ven zu denken, zu planen und sich zu binden. Die heutige Flexibilisierung in der Wirtschaft verkürzt die Zeitperspektiven, für die der Einzelne planen kann.³ In den Gemeinden wird das an der hohen Fluktuation der Gemeinemitglieder deutlich, die auch die Bindung an die Kirchengemeinde reduziert.

Mit der Flexibilisierung geht auch eine andere Lebensorientierung einher. Unter den Bedingungen raschen sozialen Wandels und von Unsicherheit steht die Realisierung persönlicher Zielsetzungen in der Zukunft unter hohen Risiken. Außerdem sind die Folgeprobleme von Entscheidungen tendenziell unabsehbar. In solchen Situationen erscheinen flexible Handlungsstrategien aussichtsreicher als langfristige Festlegungen. Daraus ergibt sich auch eine andere Perspektive, unter der der Einzelne Glauben wahrnimmt.

In einer Gemeinde wurde dieser Zusammenhang während eines ökumenischen Wochenendseminars über die Rechtfertigungslehre exemplarisch bewusst. In diesem Seminar kam man zu dem Ergebnis, dass sich die Fragestellung Luthers heute umgekehrt habe. Luther habe gefragt: »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?« Heute dagegen werde gefragt: »Gibt es überhaupt einen Gott und wenn ja, warum lässt er bestimmte Dinge zu?« Es werde also nicht mehr

gefragt: »Wie werde ich Gott gerecht?«, sondern: »Wie wird Gott mir gerecht?« Darin spiegelt sich die Tendenz zu einer stärkeren Individualisierung auch der religiösen Erfahrung wider.⁴

Diese Perspektivenumkehr gilt auch und gerade für das Verhältnis zu Organisationen und damit auch für Veränderungen im Verhältnis zur Kirche. Im Vordergrund steht nicht mehr die Fra-

»Wie wird Gott mir gerecht?«

ge: Was erwartet die Organisation von mir, wie ordne ich mich in die Organisation ein? Sondern: Was leistet die Organisation für mich und mein Erleben? Welche Möglichkeiten habe ich in dieser Organisation?

Der Einzelne richtet sich nicht mehr in einer ihm als vorgegeben erscheinenden Welt ein, sondern konstruiert die Welt um sich selbst als Mittelpunkt. Er wählt das, was er an der Organisation als nützlich oder schön findet, aus und wählt das, was ihn stört, soweit wie möglich ab oder blendet es aus. So kann er sich auch über Verbote ohne schlechtes Gewissen hinwegsetzen.

Die Verringerung des Zeithorizonts, für den man sicher planen kann, beeinflusst auch die Bindungsbereitschaft. Lebenslange Verpflichtungen einzugehen, erscheint immer schwieriger. Daher haben Gruppen und Verbände mit einem solchen Anspruch auch immense Nachwuchsprobleme. Dagegen berichten alle Pfarrer, für überschaubare Projekte keine Probleme zur Aktivierung von Ehrenamtlichen zu haben.

Von dieser Verkürzung des Zeithorizonts sind auch die Vorstellungen über Leistung und Gegenleistung betroffen. Je kurzfristiger der Zeithorizont wird, desto wahrscheinlicher wird es, dass auch soziale Beziehungen nach dem Prinzip des Tausches beurteilt werden, dass Leistung und Gegenleistung kurzfristig aufgewogen wer-

den. So verändert sich das Verhältnis zwischen Organisation und Mitglied zunehmend in Richtung eines Verhältnisses von Anbieter und Kunde. Als Kunde erwarten die Mitglieder für ihr Engagement fachlich qualifizierte Gegenleistungen. Damit müssen sich die Kirchengemeinden auf den Markt begeben, auf dem sie um Zeit, Kraft, Aufmerksamkeit und Engagement mit anderen Anbietern in Konkurrenz treten.

Kirchengemeinden und Zukunft

● Betrachtet man die gegenwärtige Diskussionslage um die Zukunft des christlichen Glaubens, so fällt auf, dass den Gemeinden – insbesondere in ihrer Ausprägung als Territorialgemeinden – in der Regel wenig Zukunftsfähigkeit attestiert wird.

In unserer Untersuchung zeigte sich dagegen, wie stark die Kirchengemeinden ein Spiegelbild ihrer sozialräumlichen Umwelt, deren Probleme und deren Auseinandersetzungen mit herausfordernden gesellschaftlichen Entwicklungen in ihrem Nahbereich darstellen. Wo ein dichtes Netz von Vereinen und enge Kommunikationsbezüge zwischen den Akteuren der unterschiedlichen Daseinsbereiche existieren, können Kirchengemeinden nach wie vor – so etwa in der Kleinstadt – einen gewichtigen Part im lokalen Handlungsgefüge einnehmen und nach innen und außen innovative und beispielhafte Perspektiven und Problemlösungen ins Spiel bringen.

Es wurde deutlich, dass Kirchengemeinden zu den Kristallisationspunkten gehören, die für die Aufrechterhaltung eines lokalen Selbstbewusstseins in Verarmungsgebieten eine wachsende Bedeutungszuschreibung erhalten und sie in den Großstädten zu jenen Arenen zu rechnen

sind, in denen die Interessengegensätze und Konflikte um den Lebensraum City ausgetragen werden.

Das Gesamtbild lässt den Schluss zu, dass die Gemeinden stärker in die positiven wie die belastenden Entwicklungen ihres Nahraums eingebunden sind, sich stärker nicht nur passiv, son-

»aktiv und innovativ«

dern auch aktiv und innovativ mit den Veränderungen in ihrer Umwelt auseinandersetzen, als dies die gegenwärtige Diskussion über absterbende und milieuverengte Kirchengemeinden erwarten lässt. Abhängig vom Potenzial an Personen, das ihren Nahraum prägt bzw. in ihrem Nahraum verbleibt, gelingt es den Gemeinden, Ressourcen einer aktiven Auseinandersetzung mit einer veränderten Umwelt zu erschließen.

Es kann bezweifelt werden, ob eine aus vernetzten Gruppen sich konstituierende Kirche eine vergleichbare Integration und Verschränkung mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen im unmittelbaren Handlungs-, Erlebens- und Erleidensraum der Menschen vor Ort aufweisen würde. Insofern bleiben Territorialgemeinden der unverzichtbare Ort einer alltagsbezogenen Glaubens- wie Sozialpastoral.

Zukunft der Ökumene

- In den letzten 15 Jahren ist in den Gemeinden eine neue Generation nachgewachsen. Diese erlebte die Errungenschaften der vorigen Generation in Sachen Ökumene nicht mehr als etwas Besonderes. Sie hat ihre Schulzeiten zum größten Teil in Gemeinschaftsschulen verbracht und erlebte schon in ihrer Kindheit vielfältige ökumenische Aktivitäten. Sie sind für sie schon zur Normalität geworden.

Dazu haben auch die ökumenischen Entwicklungen selbst stark beigetragen. Die Mischengesetzgebung ist durch die damaligen Gesetzesänderungen entschärft. Zieht man in Betracht, welcher innerfamiliäre und gemeindliche Konfliktstoff über Generationen hinweg in der konfessionsverschiedenen Ehe lag, wird das Ausmaß der Veränderungen erst deutlich. In beiden Konfessionen übersteigt inzwischen der Anteil der Eheschließungen, in denen nur ein Partner evangelisch bzw. katholisch ist, die Zahl der Eheschließungen mit gleichkonfessionellen Partnern deutlich.⁵

Ökumene als spezielles Anliegen scheint sich zu einem Generationenthema der heute über 50-Jährigen zu entwickeln. Für ökumenische Interessen, Motive und Aktivitäten fehlen der jüngeren Generation offensichtlich die generativen Themen und Herausforderungen, die sich mit Aussicht auf Erfolg verfolgen ließen.⁶

Kirchengemeinde und Diakonie

- In allen untersuchten Gemeinden spielen vielfältige Aktivitäten im sozial-caritativen Bereich eine erhebliche Rolle. Mit der Entstehung neuer Gemeindeinitiativen im Bereich von Dritte-Welt-Gruppen oder des Ost(Mittel)Europa-Engagements, sozial-caritativer Aktivitäten der Sozialverbände vor Ort und der Arbeit von Gemeindegremien und -ausschüssen versuchen die Gemeinden durch ihr Handeln zu Problemlösungen beizutragen.

Wie sich am Beispiel der Arbeit mit jungen Familien, Kindern und Jugendlichen, aber auch im Bereich der Altenarbeit und neuer Formen der Sterbebegleitung zeigte, reagieren die Gemeinden mit diesen Aktivitäten auf die spezifischen Herausforderungen in ihrer unmittelbaren

Umwelt und widersetzen sich so den Tendenzen ihrer sozialen Isolierung.

Dennoch haben die Gemeinden in den letzten Jahren wichtige Handlungsfelder ihres herkömmlichen sozial-caritativen Engagements weitgehend verloren. Besonders drastisch ist dies in unserer Untersuchung am Beispiel der Transformation der traditionellen gemeindlichen Aktivitäten im Bereich der ambulanten Alten- und Krankenpflege deutlich geworden. Mit der Über-

»wechelseitig aus den Augen verloren«

führung der Gemeindegewestern in Sozialstationen ist den Kirchengemeinden ein wichtiges Aufgaben- und Identifikationsfeld weggebrochen. Dieser noch im Gang befindliche Prozess hat dazu geführt, dass die Sozialstationen in der Trägerschaft von Diakonie und Caritas und die Gemeinden sich wechselseitig aus den Augen verloren haben. Dieser Sachverhalt wurde in allen untersuchten Gemeinden beklagt.

Dabei wäre denkbar, dass Sozialstationen ihren Bezug zur Gemeinde und zu einem gemeindlichen Netz von Ehrenamtlichen gerade als ein besonderes Potenzial in der Konkurrenz zu privatwirtschaftlichen Anbietern entdecken und entwickeln. Sonst droht ein Handlungsfeld »entkirchlicht« zu werden, dem für ein glaubwürdiges Zeugnis christlichen Handelns heute eine spezifische Bedeutungssteigerung zuzusprechen ist. Nirgendwo sind die Tendenzen zur Gewöhnung an offensichtlich inhumane und der Würde der menschlichen Person widersprechende Strukturen und Praktiken stärker als auf dem Feld der Pflege und Sorge für die wachsende Zahl der Hochbetagten und schwerst Pflegebedürftigen.

Die augenblickliche Konzentration auf die Hospizarbeit im gemeindlichen Bereich hat mög-

licherweise – neben anderen Faktoren – auch zum Hintergrund, dass es sich um ein Feld handelt, das weitgehend außerhalb des wohlfahrtsstaatlich geregelten und finanzierten Aufgaben-

»Konzentration auf die Hospizarbeit«

bereichs der Wohlfahrtsverbände liegt. Dies würde darauf hinweisen, dass nach wie vor die kirchlich-pastorale bzw. gemeindliche »Erststruktur« und die kirchlich-verbandliche »Zweitstruktur« keine angemessene Beziehung zueinander gefunden haben.⁷

Auf deutlich engere Bezüge verweisen unsere Ergebnisse im Bereich der Kindergärten. Angefangen beim hauptamtlichen Personal und sich fortsetzend bei den Aktiven in den Gemeinden hat der gemeindliche Kindergarten einen eher steigenden Stellenwert im Bewusstsein der Verantwortlichen in den Gemeinden. Gemeindeferne Kindergärten stehen im Zentrum des Bemühens vieler Gemeinden, ein Feld kirchlich-religiöser Prägung für die Heranwachsenden zu schaffen, das schon mit Krabbelgruppen beginnt und mit Angeboten der Jugendarbeit endet.

Großgemeinden als Gefährdung

- Mit der Gemeindegewestetheologie des II. Vatikanum hat der Beziehungs- und Gemeinschafts-aspekt der gemeindlichen Realität eine deutliche Aufwertung erfahren. Die Kirche versteht sich konstitutiv als Volk Gottes, das sich vor Ort realisiert. Für das Konzil wie für die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland ist ein Verständnis von Gemeinde charakteristisch, das die persönliche Bindung und den Gemeinschaftscharakter bzw. die Ver-

bundenheit als Volk Gottes hervorhebt. Auf die Realität in den Gemeinden ist die Gemeinde-theologie des II. Vatikanum nicht ohne Einfluss geblieben.

Nach unseren Ergebnissen sind in den Beschluss- und Beratungsgremien der Kirchengemeinden Vertreter eines Gemeindeverständnisses in der Mehrzahl, das auf personale Bindung und »Ganzheitlichkeit« zentralen Wert legt. Konkret besagt dies, dass der Beziehungsaspekt in

»Der Pfarrer muss eine Person zum Anfassen sein.«

den Kirchengemeinden eine hervorragende Rolle spielt, sodass Sachentscheidungen stark von den persönlichen Beziehungen beeinflusst werden. Die Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit in der Gemeinde hängt wesentlich von den persönlichen Beziehungen zum Pfarrer und anderen Leitungspersonen ab. »Der Pfarrer muss eine Person zum Anfassen sein«, so oder ähnlich äußerten sich viele der Befragten.

Um dieser Aufgabe nachkommen zu können, muss die Gemeinde eine überschaubare Größe haben. Der Personalmangel in den Gemeinden erschwert den Pfarrern zunehmend die Herstellung und Aufrechterhaltung persönlicher Beziehungen selbst zu den aktiven Gemeindegliedern.

So besteht in den Gemeinden auch eine starke Abwehrhaltung gegen Gemeindezusammenlegungen, denn große Gemeinden machen solche Kontakte unmöglich.⁸ Eine Veränderung der räumlichen Grenzen beeinträchtigt das gerade von Gemeindeaktiven immer wieder hervorgehobene Heimatgefühl, das die Mitarbeit in der Gemeinde hervorruft und als hoher Wert eingeschätzt wird.

In den katholischen Kirchengemeinden wird der Zwang zur Zusammenlegung von Ge-

meinden auf den Priestermangel zurückgeführt, der den Auswahlkriterien für den Priesterberuf (Zölibat und männliches Geschlecht) zugeschrieben wird. Um die Struktur der Kirchengemeinden beibehalten zu können, fordern sie Änderungen in den Zugangskriterien zum Priesterberuf.

In den evangelischen Kirchengemeinden wird der Zwang zur Gemeindezusammenlegung dagegen überwiegend auf den Rückgang der Finanzmittel der evangelischen Kirchen zurückgeführt. Die Widerstände gegen Gemeindezusammenlegungen sind aber nicht geringer als in den katholischen Gemeinden.

Gleichgültig wie verursacht, wird die Zusammenlegung benachbarter Gemeinden innerhalb dieser Gemeinden als Bedrohung ihres Bestandes interpretiert. Das Hauptinteresse verlagert sich daher auf die Bestandserhaltung. Auch dadurch tritt das ökumenische Anliegen in den Hintergrund. Gleichzeitig ist die Tendenz beobachtbar, dass sich die Gemeindebindung von der Kirchenbindung löst und verselbständigt. In mehreren Fällen wurde der Gemeindegliedschaft hohe Relevanz zugeschrieben, während man sich von der Kirche distanzierte.

Ehrenamtliches Engagement

- Typisch für die in Kirchengemeinden Engagierten ist, dass sie schon vor ihrem Engagement eine Bindung zur Gemeinde hatten. Die relativ regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst und/oder die Mitgliedschaft in gemeindlichen Gruppen ging dem Engagement in der Regel voraus. Die Gewinnung neuer Ehrenamtlicher ist dabei in den letzten Jahren offensichtlich schwieriger geworden. Für die Hauptamtlichen hat sich der Aufwand für die Neuanwerbung von Ehrenamtlichen und die Pflege der Beziehungen zu ih-

nen deutlich erhöht. Eine zunehmende Zahl von Ehrenamtlichen waren von vornherein nur bereit, sich für ein bestimmtes Projekt oder für einen bestimmten Zeitraum zu engagieren.

Einen hohen Stellenwert räumten die ehrenamtlich Engagierten dem Bewusstsein ein, in eine Glaubensgemeinschaft integriert zu sein. Dabei schälten sich zwei unterschiedliche De-

»in eine Glaubensgemeinschaft integriert«

finitionen von Gemeinde als Gemeinschaft heraus, die Folgen für das Engagement haben: Gemeinde als Heimat und Gemeinde als Wahlverwandtschaft.

Hinsichtlich der zu erwartenden künftigen Entwicklung des ehrenamtlichen Engagements in Kirchengemeinden lassen sich unsere Ergebnisse in folgenden Thesen zusammenfassen:

- In Zukunft wird die Zahl derer, die es als eine Selbstverständlichkeit betrachten, sich in der Gemeinde zu engagieren, weiter abnehmen.
- Wenn auch der Selbstbezug für die gemeindlich Aktiven eine stärkere Bedeutung erhält, bleibt die Tatsache: Alle wollen direkt von einem bereits aktiven Gemeindemitglied angesprochen werden. Die Bereitschaft, zur Gewinnung neuer Ehrenamtlicher Menschen aktiv anzusprechen, wird damit zu einem entscheidenden Faktor für die Zukunft des gemeindlichen Ehrenamts.
- Die »Heimatorientierten« in den Gemeinden orientieren sich sehr stark an der Person des Pfarrers und an dem, was der einmal eingespielten Stabilität der Gemeinde und ihrer Gruppen entspricht bzw. dient. Der Dienst an und in der Gemeinde genießt Vorrang gegenüber der Realisierung eigener Handlungsentwürfe. Die in der Gemeinde Gleichgesinnte für ihr eigenes Engagement suchen, orientieren sich eher an Themen

und Zielen und erwarten die Lockerung traditioneller Handlungsbeschränkungen.

- Beide Perspektiven sind in der Lage, sich zu ergänzen: Die einen können dazu beitragen, dass neue sinnstiftende Handlungsfelder erschlossen werden, die anderen, dass gefährdete alte Handlungsfelder erhalten bleiben. Den Verantwortlichen in den Gemeinden käme in diesem Zusammenhang die Aufgabe zu, eine produktive Vermittlung herzustellen.

Zwei Entwicklungstendenzen

- Insgesamt zeichnen sich in den Kirchengemeinden zwei grundverschiedene Entwicklungstendenzen ab. Die eine dringt darauf, die Gemeinden als persönlich verbundene Gemeinschaften zu erhalten. Deren Vertreter betonen die Ganzheitlichkeit der Gemeindearbeit und wehren sich gegen die Zusammenlegung von Gemeinden. Die Betonung personaler Beziehungen steht im Mittelpunkt. Die Gemeindeftheologie des II. Vatikanum war dadurch geprägt, ebenso die Zielsetzung, von der »versorgten Pfarrei« zur »sorgenden Gemeinde« zu gelangen. In den Gemeindegremien bilden die Vertreter dieser Richtung in der Regel die Mehrheit.

Die zweite Tendenz lässt sich stärker auf das System der Arbeitsteilung ein und arrangiert sich mit dem Umstand, dass das Angebot der Kirchengemeinden zunehmend Marktcharakter gewinnt. Man sieht sich in Konkurrenz zu einer wachsenden Zahl anderer Anbieter, die unter

»auf dem Markt zu bestehen«

den Bedingungen knapper Zeitressourcen um Aufmerksamkeit und Teilnahme werben. Dem entsprechen andere Organisationsformen. Die Kirchengemeinde muss sich stärker als Dienst-

leistungsanbieter organisieren, um auf dem Markt zu bestehen.

In welche dieser Richtungen sich die Kirchengemeinden entwickeln, hängt nicht zuletzt von kirchenpolitischen Entscheidungen ab. Zunehmend werden die Gemeinden von den Kirchenleitungen in die Richtung von großräumigen Dienstleistern mit einem notwendig stärker anonymisierten Angebot gelenkt. Personale Bindungen setzten aber voraus, dass die Pfarrer zumindest die aktiven und aktivierbaren Gemeindeglieder kennen. Für ein solches Kennenlernen sind aber Zeit und eine überschaubare Gemeindegroße erforderlich.

In allen untersuchten Gebieten im Westen der Bundesrepublik waren Diskussionen über die Zusammenlegung von benachbarten Gemeinden im Gange. In allen betroffenen Gemeinden kämpften die Gemeindeglieder um den Wohnsitz des Pfarrers. Der Pfarrer ist nach wie vor der Knotenpunkt des kirchengemeindlichen Gemeinwesens.

Werden die Gemeinden zu Pfarrverbänden zusammengeschlossen, die von einem Pfarrer betreut werden, dann vervielfältigen sich die Gremiensitzungen. Die Vergrößerung der Seelsorgsbezirke bei gleichzeitiger Vermehrung der Gremienarbeit macht es fast unmöglich, dass der

»stärker anonym und bürokratisch«

Pfarrer selbst zu allen aktivierbaren Gemeindegliedern persönliche Kontakte unterhält. Diese Transformation von einem personal geprägten Gemeinschaftszusammenhang in eine stärker anonym und bürokratisch geprägte Vergesellschaftung berührt das Selbstverständnis der Gemeinden fundamental. Daher wird das Interesse der aktiven Gemeindeglieder zunehmend auf innergemeindliche Probleme gelenkt, die damit Priorität vor der Ökumene erhalten.

Konsequenzen

- Welche strategischen Möglichkeiten, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, bleiben den Gemeinden? Fast allgemein wird von der katholischen Kirche erwartet, die Zugangskriterien für den Priesterberuf zu ändern und Frauen und verheiratete Männer zum Priestertum zuzulassen. Daran wird deutlich, dass in den Gemeinden andere Entscheidungsprämissen zugrunde gelegt werden als in den Kirchenleitungen. Nicht die Auswahlkriterien für Priester werden als der Entscheidung entzogen vorausgesetzt, sondern die Ermöglichung solidarischer Kommunikation. Dieses theologisch durch die Communion- und Volk-Gottes-Theologie des II. Vatikanum legitimierte Verständnis von Gemeinde als Kommunikationssystem unter Anwesenden, die sich gegenseitig kennen, erklärt die Anziehungskraft für die Beteiligten. Für die Zukunft der katholischen Gemeinden, für ihre sakramentale wie ihre soziale Mitte bleibt aber die Lösung der Priesterfrage von entscheidender Bedeutung.

Die ökumenische Entwicklung vor Ort – dieser Gesamteindruck drängt sich auf – legt im Augenblick eine Pause ein. Handelt es sich hierbei um eine für die Ökumene eher regressive oder produktive Pause? Anzeichen für einen regressiven Konfessionalismus in den untersuchten Gemeinden sind nicht erkennbar. Größer ist die Gefährdung einzuschätzen, dass auch bei den in den Gemeinden Aktiven die Konturen einer konfessionellen Identität weitgehend verblassen. Der Sinn ökumenischer Beziehungen ist aber daran gebunden, dass Identitäten und Subjekte einander begegnen.

Produktive Wirkungen könnte die Pause in der Ökumene dann entwickeln, wenn sie die Chance böte, die ökumenische Bewegung auf den drei Ebenen von Kirchenleitung, Fachtheo-

logen und gemeindlicher Basis wieder stärker aufeinander zu beziehen. Konkret könnte dies bedeuten, dass die theologische Reflexion sich intensiv mit dem beschäftigt, was Christen vor Ort in Gemeinden erfahren haben, und die Kirchenleitungen in eine Prüfung eintreten, was daran als legitim anerkannt werden kann.⁹

Wo der Versuch unternommen wird, auf administrativem Weg geistliche Erfahrungen ökumenischer Zusammenarbeit über das bisher erprobte Maß hinaus von vornherein zu unterbinden, darf man sich nicht wundern, wenn dem ökumenischen Kreislauf der Motor fehlt und Stillstand eintritt. Die Ökumene lebt von einer inneren Dynamik gemeinsamer Erfahrungen, deren ernsthafter theologischer Reflexion und dem Ringen darum, was von dem Trennenden als »versöhnte Verschiedenheit« wechselseitig von den Kirchenleitungen anerkannt werden kann.

Produktiv könnte sich die Pause in der Ökumene auch dann auswirken, wenn in der Zwischenzeit der gemeinsame Faden von Ökumene und Kirchenreform wieder aufgenommen wer-

den könnte. Das Bewusstsein, von einem inneren Reformstau gewissermaßen gelähmt zu sein,

»Ökumene als Reformpotenzial«

hat in den Kirchen und Gemeinden eine weite Verbreitung. Obwohl die Probleme und Herausforderungen wie die ins Auge gefassten Lösungswege in den Gemeinden nahe beieinander liegen, fehlt ein wirksamer Impuls, die Ökumene als Reformpotenzial stärker ins Spiel zu bringen.

Wollen die Kirchen in der Gesellschaft wie auch die Gemeinden vor Ort tatsächlich etwas bewegen und verändern, sind sie auf die Ökumene als Netzwerk gemeinsamen Handelns vollends angewiesen. Wenn den Kirchen auf allen Ebenen zum Bewusstsein kommt, dass ein konfessionelles Kirchentumsdenken ihrer inneren Reformfähigkeit wie ihrem Zeugnis in der Gesellschaft diametral im Wege steht, könnte allmählich der Weg für eine neue Phase der Ökumene frei werden.

¹ Vgl. H. Geller/E. Pankoke/K. Gabriel in Zusammenarbeit mit K. Bobbert/A. Jansen/N. Wojtko, *Ökumene und Gemeinde. Untersuchungen zum Alltag in Kirchengemeinden*, Opladen 2002.

² H. Geller (Hg.), *Ökumene in Gemeinden. Struktur und Prozesse ökumenischer Beziehungen*, Frankfurt a. M. 1985.

³ Vgl. R. Sennett, *Der flexible Mensch*, Berlin 1998.

⁴ Vgl. K. Gabriel, (Post-)Moderne Religiosität zwischen Säkularisierung,

Individualisierung und Deprivatisierung, in: H. Waldenfels (Hg.), *Religion. Entstehung – Funktion – Wesen*, Freiburg/München 2003, 109–132.

⁵ Vgl. dazu M. Pott, *Kundenorientierung in Pastoral und Caritas. Ein Beitrag zur praktisch-theologischen Hermeneutik*, Münster 2001.

⁶ Vgl. M. N. Ebertz, *Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche*, Frankfurt a. M. 1998, 310.

⁷ Zur Problematik

kirchlicher »Erst- und Zweitstruktur« siehe: H. Steinkamp, *Solidarität und Parteilichkeit. Für eine neue Praxis in Kirche und Gemeinde*, Mainz 1994; J.-Ch. Kaiser, *Sozialer Protestantismus als kirchliche »Zweitstruktur«: Entstehungskontext und Entwicklungslinien der Inneren Mission*, in: K. Gabriel (Hg.), *Herausforderungen kirchlicher Wohlfahrtsverbände*, Berlin 2001, 28–47.

⁸ Die Diskussion um die Zusammenlegung von

Gemeinden wird breit dokumentiert in: J. Eckart, *Pfarrgemeinderat und Kooperative Pastoral: eine pastoraltheologische Untersuchung am Beispiel der Diözese Speyer*, St. Ottilien 1998.

⁹ Vgl. B. J. Hilberath, *Ökumenische Bewegung im Rückwärtsgang? Versuch einer differenzierten Bestandsaufnahme*, in: *Anzeiger für die Seelsorge* 2 (2001) 5–9, hier 7.